

Artur beharrte dagegen auf dem tradierten russischen bzw. sowjetischen Geschmacks-komplex. Angesichts seines ausgeprägten Rückkehr- und ihres Verbleibwunsches kann die jeweilige kulinarische Orientierung seine Zugehörigkeit zum Herkunfts- und ihre Zugehörigkeit zum Ankunfts-kontext anzeigen.

Neue Rezeptkenntnisse hatte Lidija Müller sich allerdings primär von Verwandten und Freunden in Deutschland angeeignet, zudem auf medialem Wege, jedoch offenbar nicht von »Einheimischen«. Dabei entsprachen die neuen Rezepte den tradierten Geschmackspräferenzen.

Der weitgehende Geschmackskonservatismus der Eltern kann jedoch nicht gleichermaßen auf die Kinder übertragen werden. Für sie zubereitete Pommes frites sowie für sie gekaufte globale Süßigkeitenmarken veranschaulichen, dass sie viel mehr an der globalen Konsumgemeinschaft partizipierten als ihre Eltern. Dieser offenkundigere esskulturelle Wandel bei den Kindern scheint auf Alexanders Esssozialisation in Deutschland zurückführbar zu sein. Diese spiegelte sich ebenso in seinen Einkäufen wie in seinem Nahrungsverzehr.

5.5 »Mit deutscher Küche habe ich keine Assoziationen. Die russische Küche ist wie unsere« – Positionierung im Spannungsfeld des ethnischen Diskurses

Wie positionieren sich Russlanddeutsche, an die Ethnizitätszuschreibungen herange-tragen werden? Wie entwickeln sich Zugehörigkeiten im Kontext mehrfacher Migra-tionen und angesichts unterschiedlicher Ethnizitätszuschreibungen, mit denen sich remigrierte russlanddeutsche Spätaussiedler konfrontiert sehen?¹⁹² Inwiefern nutzen sie ethnische bzw. nationale Kategorien, um ihre Zugehörigkeiten zu kommunizieren und auszuhandeln? Diese Fragen drängen sich auf, zumal das erkenntnisleitende Au-genmerk auf Russlanddeutschen stets präsent schien.

Die Eheleute Müller machten mich in verschiedenen Situationen darauf aufmerk-sam, wo in ihrer Nachbarschaft Deutsche bzw. zurückgekehrte (Spät-)Aussiedler wohn-ten und welche Merkmale dabei bemerkenswert seien.¹⁹³ Die Häuser, die am schönsten aussähen, würden Deutschen gehören.¹⁹⁴ Zudem erwähnten sie immer wieder Unter-schiede in den Alltagspraxen ihrer russischen Nachbarn: Jene würden sich wundern, dass Artur Müller nachmittags ein Schläfchen halte. Das sei bei den Russen nicht üb-lich.¹⁹⁵ Sohn Alexander nerve, was für schlechten Tee und Kaffee er bei Russen vorge-setzt bekäme, und wie dick sie Wurst schneiden würden.¹⁹⁶ Ferner nahm Lidija Müller eine Abgrenzung von Bundesdeutschen vor, indem sie meinte, jene feierten Ostern und Weihnachten anders als sie. Nach ihren Assoziationen mit deutscher respektive russi-

192 Vgl. Schönhuth 2008a, S. 79.

193 Vgl. Feldtagebuch 14.5., 15.5., 16.5.2015.

194 Vgl. Feldtagebuch 15.5.2015.

195 Vgl. Feldtagebuch 16.5.2015.

196 Vgl. Feldtagebuch 14.5.2015.

scher Küche gefragt, entgegnete Lidija Müller im ersten Fall keine zu haben, da sie nie bei Deutschen gegessen habe. Was die russische Küche angehe, sei sie »wie unsere«. ¹⁹⁷

Es ist zwar theoretisch möglich, dass Lidija und Artur Müller diese Äußerungen auch ohne Kenntnis meines speziellen Interesses an der gegenwärtigen Ernährung von Russlanddeutschen gemacht hätten. Ich kann es jedoch nicht mit Sicherheit sagen. Vielmehr beeinflusste vermutlich die Adressierung der Akteure als Russlanddeutsche – das *ethnic group research design* –, wie sie ihre Erzählungen über ihre Nachbarn rahmten. Wenn Beforschte als Mitglieder einer ethnischen Gruppe angesprochen werden, wird diese ethnische Gruppe diskursiv ins Leben gerufen. ¹⁹⁸ Ethnizität wird gerade durch ihre Zuschreibung produziert. ¹⁹⁹ Natürlich war es unumgebar, ein ausreichend konkretes Forschungsinteresse zu formulieren, das den Akteuren eine Idee davon gab, warum ich gerade sie beforschen wollte. Zwangsweise ging damit eingangs eine Kategorisierung und Reduktion auf ein Merkmal einher, denn Kategorisierungs- und Klassifizierungspraxen sind unvermeidbar und Bestandteil von alltäglicher Kommunikation. ²⁰⁰ Fakt ist jedenfalls, dass ich durch die Formulierung meines Erkenntnisinteresses (sowie durch die Übermittlung – und eventuell Verzerrung – dessen durch eine dritte, vermittelnde Person) die Akteure als eine bestimmte Gruppe angesprochen und somit eine Relevanz von Ethnizität bereits zu Beginn in das Feld hineingetragen habe (vgl. 2.4 *Methodenreflexion*). Somit kann die Frage, inwiefern die Akteure in ihren Äußerungen über die fremdethnischen Nachbarn ihre Zugehörigkeit auslebten oder aber sich aufgrund meiner Feldforschung und meiner an sie herangetragenen Zuschreibung als ethnische Gruppe zu einem etwaigen Diskurs über Russlanddeutsche positionierten, nicht abschließend geklärt werden. ²⁰¹

Lidija und Artur Müller griffen jedenfalls auffallend häufig auf nationale Zuschreibungen zurück, um Menschen in ihrem Umfeld zu beschreiben. Dabei negierten sie fast im selben Atemzug, dass ethnische Unterschiede von Bedeutung seien. Die nationalen Zuschreibungen nutzten sie allerdings ausschließlich in Abgrenzung von sich selbst. Dabei konnten diese Abgrenzungen sowohl positiv als auch negativ ausfallen. Sie implizierten jedoch keine nationale oder ethnische Selbstzuschreibung. Das ist insofern überraschend, als in der Wissenschaft Konsens darüber herrscht, dass Fremd- und Selbstzuschreibung zwei Seiten ein und derselben Medaille sind. ²⁰² Auch Kuschminder zufolge identifizieren sich Rückkehrmigranten als transnational oder aber als zwei Kulturen bzw. Ländern gleichzeitig zugehörig. ²⁰³ Selbstzuschreibungen waren bei Familie Müller allerdings verbal gar nicht existent: In meiner Gegenwart schrieb sich die Familie keiner Nationalität oder Ethnizität zu, sondern beschränkte sich darauf, sich

197 Vgl. Feldtagebuch 17.5.2015.

198 Vgl. Brubaker 2002, S. 166.

199 Vgl. Köstlin 1999b, S. 135.

200 Vgl. Brubaker, Loveman, Stamatov 2004, S. 35.

201 Vgl. Davies, Harré 1990, S. 43ff., S. 48.

202 Vgl. Retterath 2002, S. 37; Römhild 2007, S. 164; Rita Sanders: Why did they stay behind? Identities, memories, and social networks of Kazakhstani Germans in Taldykorgan/Kazakhstan. Halle an der Saale 2012, S. VII.

203 Vgl. Kuschminder 2017, S. 46.

von allen benannten Gruppen abzugrenzen. Dies ist angesichts des rezenten wachsenden Nationalismus auch im östlichen Europa umso erstaunlicher.²⁰⁴ Somit schienen vorhandene Kategorien nicht für die Eigenwahrnehmung zuzutreffen.

Wenn Familie Müller sich also weder der einen noch der anderen Nation oder Ethnie zugehörig fühlte und sich auch nicht als Russlanddeutsche inszenierte, dann stellt sich in der Konsequenz die Frage, ob und inwieweit die Migrationen zu transnationalen Zugehörigkeiten der Akteure führten. Unter Transnationalisierung versteht Pries nationale Grenzen überschreitende, soziale Gemeinschaften, die von intensivstem Kontakt zwischen Menschen aus verschiedenen Ländern gekennzeichnet sind.²⁰⁵ Die Bedeutung von Nationalstaaten nehme dadurch nicht automatisch ab; »[e]s existieren weiterhin nationalgesellschaftliche bzw. nationalstaatliche Geschichten, Sprachen, Mythen und Symbole, kulturelle Traditionen und Besonderheiten sowie spezifische Institutionen und Selbstvergewisserungen der Menschen.«²⁰⁶ Konkrete Orte würden weiterhin integrative Kraft ausüben und angesichts der Globalisierung sogar an Bedeutung gewinnen.²⁰⁷ Darüber hinaus komme es vielmehr zu einer Aufteilung der alltäglichen Lebenswirklichkeit auf verschiedene Orte in unterschiedlichen Ländern.²⁰⁸ Charakteristisch für die »Trans-Begriffe« (Transstaatlichkeit, Translokalität, Transkulturalität²⁰⁹) sei eine gleichzeitige Entgrenzung und Rückbindung. Man verorte sich parallel in Bezug auf und doch jenseits einer Gruppe oder Kultur.²¹⁰ Eine solche Rückbindung an Nationen, Staaten und Orte – eben an konventionelle Vorstellungen von Kulturen – mache den Unterschied zur Perspektive der Globalisierung aus.²¹¹ Infolge der »Beheimatung im translokalen Raum«²¹² verflöchten sich die Kulturen, durchmischten sich und es entstünden »hybride Identitäten«.²¹³

Zugehörigkeiten sind multipel, müssen nicht nur auf einen nationalen Kontext beschränkt sein und umfassen unterschiedliche Lebensformen und Lebensstile.²¹⁴ Neben der Vorstellung von der gleichzeitigen Beheimatung an mehreren Orten vertreten manche Wissenschaftler die Ansicht, transkulturell lebende Menschen würden sich nicht an, sondern in dem »mobile[n] Raum zwischen den Orten [Herv. i.O.]«²¹⁵ lokalisieren. Die

204 Vgl. Götz, Roth, Spiritova 2017; Russland-Analysen 365 (2019).

205 Vgl. Pries 2010, S. 13ff.

206 Ebd., S. 15.

207 Vgl. Melanie Hühn et al.: In neuen Dimensionen denken? Einführende Überlegungen zu Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit und Translokalität. In: dies. (Hg.): Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. (Region – Nation – Europa, 62). Berlin 2010, S. 11–45, hier S. 33ff.; Miriam Stock: Transkulturalität als lokale Eigenart. Zur kulinarischen Geschmackslandschaft Berlins. In: ebd., S. 277–291, hier S. 287; Zingerle 1997, S. 71.

208 Vgl. Pries 2010, S. 34.

209 Vgl. Hühn et al. 2010, S. 14.

210 Vgl. ebd., S. 15; Stock 2010, S. 289.

211 Vgl. Hühn et al. 2010, S. 26.

212 Schönhuth 2006, S. 377.

213 Vgl. Hühn et al. 2010, S. 30; Schmidt-Lauber 2007a, S. 15; Wolfgang Welsch: Transkulturalität. Zur veränderten Verfasstheit heutiger Kulturen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 45 (1995), S. 39–44, hier S. 42.

214 Vgl. Welsch 1995, S. 42.

215 Rolshoven 2006, S. 184.

Rede von den zwei Welten greife demnach nicht. Stattdessen müsse sich der Blick auf die Zwischenwelten richten.²¹⁶

Aus der Analyse des vorliegenden Fallbeispiels geht hervor, dass tatsächlich in gewissem Sinne von transnationaler Zugehörigkeit gesprochen werden kann. Es bestanden intensive Sozialkontakte zu Verwandten in Deutschland. Indes ist die Bedeutung von Nationalstaaten zumindest für Lidija Müller nicht nachweisbar. Kulturelle Traditionen, wie die Zubereitung russischer bzw. sowjetischer, sibirischer oder russlanddeutscher Speisen, wurden nicht aus dem Bewusstsein für die Nation, die Region oder die Ethnie fortgeführt. Von einer bewussten Beheimatung sei es in beiden Ländern, sei es im translokalen Raum kann kaum die Rede sein, grenzte Lidija Müller sich verbal doch von allen wiederholt ab.

Vielmehr gelang ihr die Wiederbeheimatung im sibirischen Dorf durch ihr transnationales Netzwerk. Mit ihm konnte sie die Mängel, die der Lebensstil am neuen alten Wohnort aufwies, teilweise kompensieren. Vor diesem Hintergrund wurden die zu Beginn dieses Teilkapitels erwähnten, mehrfach wechselnden Ethnizitätszuschreibungen für die eigene Zugehörigkeitskonstruktion von Lidija Müller implizit verworfen. Zwar wurde – wohl mangels Alternativen und aufgrund der Konvention – mit ethnischen Zuschreibungen im Alltagsdiskurs operiert. Im Kern ging es dabei jedoch um die ihnen eingelagerten Verhaltensweisen, Wertvorstellungen, Normen, Sinnsetzungen – eben um die damit assoziierten, distinktiven Lebensstile.

Die Positionierung der Akteure im Spannungsfeld des ethnischen Diskurses – so kann geschlussfolgert werden – ist wohl in erster Linie auf die Konvention eines solchen Denk- und Zugehörigkeitsschemas sowie auf die Zuschreibung solcher Zugehörigkeiten zurückzuführen. Auch durch mein Erkenntnisinteresse und meine Adressierung der Akteure als Russlanddeutsche schienen sie sich in der Lage zu sehen, sich mit dieser Zuschreibung auseinanderzusetzen, wie Abgrenzungen von ihren Mitmenschen veranschaulichen. Angesichts dessen, dass vor allem Lidija Müller nationale bzw. ethnische Zuschreibungen ausschließlich in Abgrenzung von sich selbst nutzte, und Selbstzuschreibungen verbal nicht existent waren, schienen vorhandene Kategorien nicht für die Eigenwahrnehmung zuzutreffen. Insofern kann von trans- im Sinne von postnationalen Zugehörigkeiten gesprochen werden, zumindest was Lidija Müller betrifft. Eine Positividentifikation ihrerseits konnte lediglich am westlich orientierten Lebensstil ausgemacht werden, den sie mittels ihres transnationalen Netzwerks für die Wiederbeheimatung in ihrem Herkunftsdorf nutzen konnte.

5.6 Zusammenfassung

Der Alltag von Familie Müller war maßgebend von den land- und viehwirtschaftlichen Praxen strukturiert, aus denen der Großteil der benötigten Lebensmittel bezogen wurde. Sowohl die Alltags- als auch die Festtagskost wiesen einen dominanten Geschmackskonservatismus auf tradierten (sowjetisch-russlanddeutsch-bäuerlichen) Gerichten und Geschmächen auf. Nichtsdestotrotz war esskultureller Wandel punktuell

216 Vgl. Retterath 2002, S. 33.